

Zeitschrift: Werdenberger Jahrbuch : Beiträge zu Geschichte und Kultur der Gemeinden Wartau, Sevelen, Buchs, Grabs, Gams und Sennwald
Herausgeber: Historischer Verein der Region Werdenberg
Band: 32 (2019)

Artikel: Das gemachte Geschlecht : vom Zusammenhang zwischen Geschlecht, Kommunikation und Ungleichheit
Autor: Märk-Rohrer, Linda
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1036195>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 29.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Linda Märk-Rohrer

Das gemachte Geschlecht: Vom Zusammenhang zwischen Geschlecht, Kommunikation und Ungleichheit

Frauen sind in der Öffentlichkeit nach wie vor untervertreten. Dies gilt auch für den Wahlkreis Werdenberg. Der vorliegende Text wirft einen Blick auf die Gründe für beharrliche Ungleichheiten zwischen den Geschlechtern. Dabei stehen insbesondere die Fragen im Zentrum, wie wir unser soziales Geschlecht herstellen und was Kommunikation damit zu tun hat.

Kommunikation als ein Austausch von Botschaften und Informationen zwischen Personen, sowohl verbal als auch nonverbal, ist immer auch geprägt und beeinflusst vom lebensgeschichtlichen Hintergrund der beteiligten Personen. Dabei nimmt das Geschlecht, also die Frage, ob wir uns als Mann oder als Frau wahrnehmen und auch so wahrgenommen wer-

den, eine herausragende Rolle ein, denn Geschlecht ist auch heute noch ein Merkmal, das die gesamte Gesellschaft prägt. Wie diese Wahrnehmung von und die Gleichstellung zwischen den Geschlechtern im Bezirk Werdenberg gelebt werden und welchen Einfluss dies auf die Kommunikation hat, soll im Folgenden dargestellt werden.

Gleichstellung im Wahlkreis Werdenberg

Ein Blick auf die politische Vertretung von Frauen im Wahlkreis Werdenberg zeigt, dass es zwischen den Gemeinden zwar grosse Unterschiede gibt, was den Frauenanteil in den Gemeinderäten und in den Kommissionen anbelangt. Es zeigt sich aber auch, dass die Mehrheit aller politischen Vertreter nach wie vor überwiegend Männer sind. Ernüchternd ist insbesondere der Blick auf die Führungsetagen der Gemeinden, denn kein einziges Gemeindepräsidium ist derzeit¹ von einer Frau besetzt. Mit einem durchschnittlichen Frauenanteil von 25.5 Prozent in den Gemeinderäten liegt der Wahlkreis Werdenberg² über demjenigen des Kantons St. Gallen, wo im Kantonsrat lediglich 22 von 120 Kantonsräten weiblich sind und die Regierung einen Frauenanteil von 14.3 Prozent aufweist.

Seit 1971 dürfen Frauen in der Schweiz auf Bundesebene an Wahlen und Abstimmungen teilnehmen. 1981 schliesslich wurde die Gleichberechtigung von Frau und Mann in der schweizerischen Verfassung verankert. Zumindest auf dem Papier sind Frauen und Männer in der Schweiz also gleichberechtigt, das heisst mit gleichen Rechten ausgestattet. Unterschiede zwischen den Geschlechtern fallen aber nicht nur in Bezug auf die politische Vertretung, sondern auch im Hinblick auf die Erwerbsquote auf. So weist die Schweiz zwar im europäischen Vergleich eine sehr hohe Frauenerwerbsquote auf, diese wird aber massgeblich durch einen hohen Anteil an teilzeiterwerbstätigen Frauen er-

reicht. Grosse Unterschiede gibt es auch bei der Verteilung der Arbeit. Während Frauen mehr Zeit für unbezahlte Haus- und Familienarbeit aufbringen, wenden Männer mehr Zeit für bezahlte Erwerbstätigkeit auf.³ Auch der Anteil an Frauen in Führungspositionen ist tiefer als derjenige der Männer, und bei der ehrenamtlichen Tätigkeit gibt es ebenfalls Unterschiede. Frauen gehen deutlich häufiger informeller Freiwilligenarbeit nach, beispielsweise im Rahmen von unbezahlten Hilfeleistungen für Verwandte und Bekannte, während Männer sich eher in der institutionalisierten Freiwilligenarbeit engagieren.⁴ Sogar im Bereich der Gewalt gibt es Unterschiede zwischen den Geschlechtern, welche in dieses Muster passen: Männer und Frauen werden ungefähr gleich häufig Opfer von Gewalt, Männer jedoch in der Regel im öffentlichen Bereich, während bei Frauen die Gewalt häufiger im privaten Bereich in Form von häuslicher Gewalt stattfindet.⁵

Öffentlichkeit und Privatheit

Was aber ist der Grund für diese Ungleichheiten, die sich beharrlich halten? Reicht es als Erklärung, dass Frauen und Männer einfach anders sind? Kommunizieren sie anders, oder verhalten sie sich anders und lassen sich so die Ungleichheiten erklären? Die feministische Forschung hat zur Erklärung dieser hartnäckig verbleibenden Ungleichheiten zwischen den Geschlechtern das gewinnbringende Konzept der «Öffentlichkeit und Privatheit»

eingeführt, deren sphärische Trennung sich auf das Geschlechterverhältnis von heute nach wie vor entscheidend auswirkt. Diesem Konzept liegt die Vorstellung zugrunde, dass sich moderne, kapitalistische Staaten auf der Trennung eines privaten und eines öffentlichen Bereichs herausgebildet haben. Dadurch konnte der für den Liberalismus grundlegende Gedanke eines Schutzes der individuellen Freiheit und Autonomie vor unzulässigen Eingriffen oder Bestimmungen des Staates zum Ausdruck gebracht werden.⁶ Mit dieser Trennung einher ging ein Wandlungsprozess der Familie, die sich von der Wirtschaftsgemeinschaft, welche sie noch bis weit ins 19. Jahrhundert darstellte, hin zu einem Ort der Intimität und Privatheit verwandelte. Die Frau wurde zur «Hüterin des Hauses», welcher die Verantwortung für die Herstellung von Geborgenheit und Privatheit übertragen wurde.⁷ Ihr kam nun die Aufgabe der Erziehung der Kinder und damit der Vermittlung von Tugenden und Werten zu, ebenso wie alle anderen Arbeiten, welche mit der Reproduktion der Menschen verbunden sind (Hausarbeit, Kinderbetreuung, aber auch emotionale Arbeiten und so weiter). Charakteristisch für diese Arbeiten ist, dass andere Fähigkeiten verlangt werden, als in der Regel mit der «männlichen» Erwerbstätigkeit verbunden sind. Familien- und Hausarbeit hat immer einen umsorgenden und gefühlsbetonten Anstrich. Diese Arbeiten werden dem

Ideal nach «aus Liebe gemacht» und häufig gar nicht als Arbeit verstanden. Und nicht zuletzt wird hierbei auch anders kommuniziert. Denn in der Familienarbeit geht es vor allem darum, eine Beziehung zu den Kindern aufzubauen, was in anderen Arbeitsverhältnissen eine weniger grosse Rolle spielt.

Mit der Trennung in die beiden Sphären Öffentlichkeit und Privatheit war also auch eine geschlechtliche Arbeitsteilung verbunden, die bis heute nachwirkt und den Frauen und Männern bestimmte Arbeiten zuschreibt. Mit dieser Aufteilung der Arbeit in weibliche und männliche Bereiche wurde gleichzeitig die von der Antike bis zum Ende des 17. Jahrhunderts herrschende Vorstellung eines Ein-Geschlechts-Modells, bei welchem Unterschiede zwischen Frauen und Männern eher graduell und weniger absolut angesehen wurden, aufgehoben.⁸ Es entstand ein Modell der Zweigeschlechtlichkeit, bei dem nur noch die Zugehörigkeit zu einer der beiden Geschlechterkategorien möglich ist, und wo erwartet wird, dass diese Zugehörigkeit bis zum Ende des Lebens in gleicher Form bestehen bleibt. Mit dieser Festschreibung auf einen der beiden Bereiche und den damit verbundenen Arbeiten gingen auch unterschiedliche Anforderungen an Qualitäten und Eigenschaften einher, die mit dem Geschlecht auf naturalistische Art und Weise verbunden wurden. Plötzlich schien es, als wären Frauen für erzieherische Arbei-



ten ebenso wie für Haushaltstätigkeiten viel besser geeignet allein aufgrund ihres Geschlechts, das ihnen bestimmte Fähigkeiten und Arten der Kommunikation zuschreiben scheint.

Doing gender

Um die Zugehörigkeit zum einen oder anderen Geschlecht darlegen zu können, braucht es ein ganzes Set an Verhaltensweisen und sozialen Erwartungen (*gender*), welche mit einem bestimmten biologischen Geschlecht (*sex*) verbunden werden. Denn in unserem alltäglichen Leben können wir uns des biologischen Geschlechts unseres Gegenübers nur bedingt bewusst sein. Wir sehen uns in der

Regel ja nicht nackt. Die feministische Forschung hat darauf hingewiesen, dass wir in allen unseren Interaktionen immer entweder als Mann oder als Frau handeln und kommunizieren und so unser soziales Geschlecht, also das, was von einem Mann oder von einer Frau erwartet wird, immer wieder reproduzieren (*doing gender*).⁹ Dieses soziale Geschlecht, das sich im Laufe der Geschichte, aber auch von Gesellschaft zu Gesellschaft verändern und unterscheiden kann, ist nicht nur mit der Art verbunden, wie wir sprechen, wie wir uns kleiden oder aussehen, sondern auch damit, welche Arbeiten wir verrichten. Machen wir also Hausarbeit oder betreuen Kinder, dann sind wir auf der Seite der vermeintlich weiblichen Arbeiten im privaten Bereich. Stehen wir hingegen als Politiker vor einer Fernsehkamera, leiten Verhandlungen für die Firma und so weiter, dann befinden wir uns im Bereich der Öffentlichkeit, der männlich konnotiert ist. Da wir von Beginn unseres Daseins an entweder Frau oder Mann sind, ist auch unsere Zuschreibung zu einem sozialen Geschlecht tief mit unserer Identitätsentwicklung verbunden, sodass es bisweilen schwer fällt zu beurteilen, welche Entscheidungen wir nun als Individuen getroffen haben und welche in unserem sozialen Geschlecht und den Erwartungen, die daran geknüpft werden, begründet liegen.

Die Trennung zwischen den beiden Sphären der Öffentlichkeit und der Pri-

vatheit ist eine zeit- und ortsspezifische, und sie ist historisch wandelbar.¹⁰ Ebenso sind es die Geschlechterrollen, deren Entsprechung von Frauen und Männern erwartet wird. Heute wird eine Frau nicht mehr in Frage gestellt, wenn sie mit Hosen herumläuft oder die Haare kurz trägt. Ebenso wenig sorgt die Tatsache, dass auch junge Mütter wieder erwerbstätig sein wollen oder sind, heutzutage noch für Empörung (zumindest solange dies einen gewissen Grad an Stellenprozenten nicht überschreitet). Dennoch ist die gesamte Gesellschaft nach wie vor durchdrungen von geschlechtlichen Rollenerwartungen und Stereotypen, wonach sich Frauen und Männer nicht nur in Bezug auf ihre körperlichen Merkmale, sondern eben auch auf ihre sozialen Verhaltensweisen unterscheiden. Ein kleiner Junge, der im rosa Tüllrock seinen Kinderwagen durchs Dorf schiebt, sorgt wohl nach wie vor für Empörung oder zumindest Verwunderung (obwohl ja gefordert wird, dass sich Männer vermehrt an der Kinderbetreuung beteiligen sollen). Ebenso werden Frauen, die sich in der Öffentlichkeit bewegen, immer noch viel stärker nach ihrem Äusseren beurteilt und müssen sich anderen Fragen stellen, als dies bei Männern der Fall ist (zum Beispiel: «Wie bringen Sie eigentlich Kinder und politische Karriere unter einen Hut?»).

Die Verbindung von Geschlecht und entsprechenden Charaktereigenschaften verläuft häufig sehr subtil. So erwartet man von Mädchen mehr Ruhe und ein braveres Auftreten, bei Jungen hingegen wird beispielsweise positiv hervorgeho-

ben, wenn sie schön schreiben können («Obwohl er ein Junge ist, hat Ihr Sohn eine schöne Schrift.»). Bereits unmittelbar nach der Geburt, ja vermutlich schon ab dem Zeitpunkt, an dem das Geschlecht des zukünftigen Kindes bekannt ist, haben Eltern an ihre Kinder unterschiedliche Erwartungen und verhalten sich ihnen gegenüber auch anders.¹¹ Eine Untersuchung aus den 1970er-Jahren zeigte, dass Eltern, die ihr Kind nach der Geburt zunächst nur durch eine Fensterscheibe betrachten konnten, ihre Babys trotz fehlender objektiver Unterschiede geschlechtertypisch beschrieben. So wurden Söhne als robuste, kräftige, lebhaft und pausbäckige Babys beschrieben, Töchter hingegen als klein, zierlich und sanft mit zarten Gesichtszügen.¹² Auch was die Kommunikation zwischen Eltern und Kindern anbelangt, konnte die Forschung zeigen, dass Eltern mit den beiden Geschlechtern unterschiedlich umgehen. So zeigte sich beispielsweise eine Tendenz, dass Eltern mit ihren kleinen Töchtern häufiger und ausführlicher über Gefühle sprechen als mit ihren Söhnen.¹³ Auch in Kinderbüchern werden Geschlechterstereotype verwendet. So fällt beispielsweise die Rolle der Trösterin und Geborgenheit-Stifterin so gut wie immer auf die Mutter oder zumindest auf eine weibliche Person. Auch in Spielsachen und Kleidern widerspiegeln sich Geschlechterstereotype, beispielsweise in Bezug auf Farbe und Beschaffenheit. So sind Mädchensachen oft weich, häufig in Pastellfarben gehalten und bedienen das typisch weibliche Stereotyp der umsorgenden Person, wäh-

rend bei den Jungen dunkle, kalte und kantige Materialien dominieren, bei denen es häufig um Kampf- oder Schutzaspekte geht.

Macht und Geschlecht

Wo die Trennlinie zwischen Öffentlichkeit und Privatheit genau verläuft und welche Rollenerwartungen mit den beiden Geschlechtern verbunden sind, gründet auf gesellschaftlichen Machtverhältnissen.¹⁴ Obwohl sich öffentlich und privat wie auch männlich und weiblich gegenseitig bedingen, ist doch immer der private, weibliche Bereich im Gegensatz zum männlichen, öffentlichen Bereich unterbewertet.¹⁵ So wird beispielsweise Arbeit, die in den eigenen vier Wänden (mehrheitlich von Frauen) ausgeführt wird, zu einem grossen Teil nicht bezahlt, während Erwerbstätigkeit, die ausserhalb des eigenen Haushaltes stattfindet, bezahlt ist. Den Tätigkeiten im eigenen Haushalt wird nicht nur die Bezahlung abgesprochen, sondern oft sogar, dass es sich überhaupt um Arbeit handelt. Im Sinne von «das bisschen Haushalt» wurde die Hälfte der in der Schweiz erbrachten Arbeit lange Zeit weder statistisch erfasst noch in irgendeiner Art und Weise honoriert. Gleichzeitig sorgen die nach wie vor vorhandenen grossen Ungleichheiten in der Verteilung der unbezahlten Arbeit zwischen den Geschlechtern dafür, dass auch Geld, Macht und Einfluss in der Gesellschaft zwischen den Geschlechtern ungleich verteilt sind.¹⁶ Denn wer weni-

ger Zeit mit unbezahlter Haus- und Familienarbeit verbringen muss, der hat mehr Zeit, sich gewinnbringendere Skills anzueignen, wie beispielsweise Arbeitserfahrung, politische Ämter oder ehrenamtliches Engagement in einem Verein, die sich karrieremässig positiv auswirken.

Durch die Naturalisierung der Zuordnung der Geschlechter auf die beiden Bereiche der Öffentlichkeit und Privatheit sowie durch die Festschreibung auf bestimmte Charaktereigenschaften beziehungsweise Art und Weisen, wie kommuniziert und interagiert wird, werden diese Machtverhältnisse verschleiert. So kann nämlich immer gesagt werden: «Ganz offensichtlich scheinen sich Mädchen mehr für Puppen zu interessieren, da muss man sich ja bloss im Spielzeugladen umsehen – kein Wunder also, bleiben sie später bei den eigenen Kindern auch häufiger zu Hause.» Ob diese Neigungen und Vorlieben wirklich dem individuellen Charakter der Frau entsprechen, wie viele vermeintlich «männliche» Charakterzüge dafür unterdrückt werden müssen und inwiefern diese Freiwilligkeit letztlich der sozialen Erwartungshaltung sowie Konformitätsdruck geschuldet ist, muss durch eine Naturalisierung nicht hinterfragt werden. Die Tatsache, dass es sich bei der Sphäre, in welcher sich vornehmlich Frauen bewegen, um die Privatheit handelt, erleichtert die Verschleierung von Ungleichheiten zusätzlich. Denn was privat ist, geht niemanden etwas an. Ob die Frauen in dieser Privatheit unzählige unbezahlte Arbeitsstunden leisten, muss also demnach die Allgemeinheit ebenfalls

nicht interessieren. Kein Wunder also, halten sich solche Ungleichheiten beharrlich.

Zukunftsmusik

Was aber braucht es, um die Ungleichheiten zwischen Männern und Frauen zu beenden? Was braucht es, um Gleichstellung tatsächlich durchzusetzen und Chancengerechtigkeit herzustellen? Was braucht es, um Kommunikation und soziale Interaktion unabhängig vom Geschlecht denken zu können? Zunächst, und dies ist der wohl wichtigste Schritt, braucht es eine Sichtbarmachung und Sensibilisierung darauf, wie durchdrungen wir selbst, unser Alltag und unsere Gesellschaft von Geschlechterbildern und entsprechenden Hierarchien sind. Wir «machen» unser soziales Geschlecht in jeder Interaktion, in jeder Handlung und Tätigkeit, auch dann, wenn wir uns dessen gar nicht bewusst sind oder wenn wir gar nichts tun. Beispielsweise lassen sich Frauen weniger häufig als Kandidatinnen für politische Ämter aufstellen. Sie machen also «nichts» in dieser Hinsicht und dieses «Nichtstun» ist verbunden mit ihrem Dasein als Frau. Denn so individuell auch die Gründe der Frauen sein können, weswegen sie sich nicht für ein politisches Amt zur Verfügung stellen, gibt es doch zwischen den Frauen einen gemeinsamen Nenner, der insbesondere im Unwillen



begründet liegt, sich in der Öffentlichkeit zu exponieren. Dies erfordert das Verlassen des geschlechtstypischen Feldes der «Privatheit», womit sich Frauen qua ihrer Sozialisation schwerer tun als Männer. Umgekehrt tun sich Männer nach wie vor schwer damit, sich vermehrt im Bereich der Haus- und Familienarbeit zu engagieren. Dies einerseits, weil sie dann den «männlichen» Bereich der Öffentlichkeit verlassen müssen, andererseits aber auch, weil ihnen im privaten Bereich (ebenso wie dies für die Frauen in der Öffentlichkeit gilt) Hürden in den Weg gestellt werden. Das Haus muss beispielsweise nach

den Erwartungen der Frauen geputzt werden, oder die Kinder müssen ihren gewohnten (von der Frau festgelegten) Tagesablauf beibehalten, um nur einige Beispiele zu nennen. Während die sogenannten «gläsernen Decken» in der Arbeitswelt und in der Politik bereits breit diskutiert und auch untersucht wurden, besteht beim sogenannten «*maternal gatekeeping*», also den Hürden, welche Frauen den Männern in den Weg stellen, die sich im privaten Bereich engagieren, noch grosser Forschungs- und auch gesellschaftlicher Diskussionsbedarf.

Sichtbarmachung und Sensibilisierung im Bereich dessen, was alles zu unserem sozialen Geschlecht gehört, bedeutet auch, sich Gedanken über die eigene Identität zu machen. Was gehört wirklich zu mir? Und was mache ich nur, weil die Gesellschaft das von einem Mann beziehungsweise von einer Frau erwartet? Ein solches Infragestellen der eigenen Person ist anstrengend, denn es verlangt, dass wir uns mit unserer Identität, damit, wie wir aufgewachsen sind und was wir als Normalität ansehen, auseinandersetzen. Aus der Forschung kennen wir Analysen von Transgender-Menschen, also Personen, die im Laufe ihres Lebens ihr Geschlecht gewechselt haben, weil sie im «falschen Körper» zur Welt gekommen sind.¹⁷ Dabei wird deutlich, wie unglaublich komplex es ist, von der Gesellschaft als Mann oder als Frau wahrgenommen zu werden, und wie schwer es ist, einen

solchen Wechsel zu vollziehen. In der Regel verlassen wir in unserem Leben die einmal erlernte Geschlechterrolle nicht. Wir können zwar eher männliche Frauen oder feminine Männer sein, aber die Zuordnung zum einen oder anderen Geschlecht muss trotzdem immer klar vollzogen werden können. Um sichtbar zu machen, welche Aspekte Teil von Geschlechterrollen sind, braucht es Forschung in diesem Bereich, aber es braucht auch eine Vermittlung der Forschung in den Alltag der Menschen. Eltern müssen sensibilisiert sein darauf, dass und wie sie Geschlechterrollen und Erwartungen an ihre Kinder weitergeben, Politiker und Politikerinnen müssen Gesetze und Vorstösse aus einer geschlechtersensiblen Perspektive angehen, Medien ebenso wie Lehrpersonen müssen sich ebenfalls ihrer Rolle im Umgang mit Geschlechterrollen und Stereotypen bewusst werden.

Neben einer Sichtbarmachung und Sensibilisierung braucht es auch einen gesellschaftlichen Diskurs, einerseits über die Erwartungen, die wir an die beiden Geschlechter und deren Rollen haben, andererseits über die Trennung der beiden Sphären Öffentlichkeit und Privatheit sowie die Frage, welche Arbeit in unserer Gesellschaft bezahlt wird und welche nicht. Es muss aber auch diskutiert werden, warum manche Arbeiten (meistens solche, die hauptsächlich von Männern ausgeführt werden) hoch bezahlt sind und andere (meistens solche, die von

Frauen ausgeführt werden) schlecht bezahlt sind. Ohne eine Sensibilisierung der Gesellschaft und einen anschliessenden Diskurs werden die bisherigen Geschlechterrollen fortlaufend weitergegeben und reproduziert. Veränderungen, die dennoch zustande kommen, neigen dazu, die grundlegende Geschlechterungleichheit nicht zu hinterfragen und führen damit zu uneinheitlichen und der Gleichstellung nicht in allen Belangen förderlichen Veränderungen. So sind beispielsweise Frauen in der Schweiz trotz gestiegenem Bildungsniveau nach wie vor deutlich übervertreten in der Teilzeitarbeit, verdienen schlechter und sind seltener in Führungspositionen anzutreffen. Die aktuellen Veränderungen vergrössern eher die Ungleichheiten zwischen verschiedenen Frauen (insbesondere zwischen solchen, die es sich leisten können, unbezahlte Arbeit an schlechter bezahlte Frauen zu delegieren), als dass sie eine Veränderung der Aufgabenverteilung zwischen den Geschlechtern bewirken. Dazu hätte eine vergleichbare Bewegung auch bei den Männern stattfinden müssen, was aber in diesem Ausmass nicht der Fall ist. Die grosse Mehrheit der Männer arbeitet auch nach der Geburt eines Kindes zu 100 Prozent weiter. Eine Auflösung des Zu-

sammenhangs von Kommunikation, Geschlecht und Ungleichheiten bedingt also eine Auseinandersetzung mit unserer Geschlechtsidentität, eine Sensibilisierung für Geschlechterrollen und -stereotype sowie das Wissen darüber, wie solche Rollenbilder weitergegeben werden. Gleichzeitig bedingt eine solche Auflösung auch einen Diskurs darüber, wie Kommunikation und Interaktion, ja wie überhaupt die Bildung von Identität ohne Geschlechtskategorisierungen möglich sind.

Linda Märk-Rohrer ist als liechtensteinisch-schweizerische Doppelbürgerin in Buchs SG aufgewachsen. Sie studierte Politikwissenschaft, Sozialanthropologie und Soziologie an den Universitäten Fribourg und Bern und promovierte anschliessend in Bern zum Thema «Die Sozialpolitik der Schweizer Gewerkschaften». Seit 2013 ist sie als Forschende am Liechtenstein-Institut im Fachbereich Politikwissenschaft tätig, wo sie sich insbesondere mit dem Bereich der Geschlechterforschung auseinandersetzt.

Anmerkungen

- 1 Stand: März 2019.
- 2 Zum Wahlkreis Werdenberg gehören die politischen Gemeinden Wartau, Sennwald, Sevelen, Buchs, Gams und Grabs.
- 3 Bundesamt für Statistik 2017, S. 1.
- 4 Bundesamt für Statistik 2013, S. 21.
- 5 Bundesamt für Statistik 2013, S. 30.
- 6 Rössler 2001, S. 27.
- 7 Ludwig 2016, S. 195 f.
- 8 Ludwig 2011, S. 17.
- 9 West/Zimmermann 1987, S. 127.

- 10 Sauer 1997, S. 37.
- 11 Stern/Karraker 1989, S. 502.
- 12 Rubin/Provenzano/Luria 1974, S. 512.
- 13 Maccoby 2000, S. 173.
- 14 Ludwig/Sauer/Wöhl 2009, S. 14.
- 15 Pateman 1989, S. 3.
- 16 Auth 2009, S. 215.
- 17 Garfinkel 1967, S. 157.

Literatur

Auth 2009

Diana Auth: Das Private neu denken – zur Neubestimmung der sozialen Organisation von Fürsorgearbeit, in: Ingrid Kurz-Scherf/Julia Lepperhoff/Alexandra Scheele (Hg.): Feminismus: Kritik und Intervention, Münster 2009, S. 214–229.

Bundesamt für Statistik 2017

Bundesamt für Statistik: Arbeit und Erwerb. Unbezahlte Arbeit 2016, Neuenburg 2017.

Bundesamt für Statistik 2013

Bundesamt für Statistik: Auf dem Weg zur Gleichstellung von Frau und Mann. Stand und Entwicklung, Neuenburg 2013.

Garfinkel 1967

Harold Garfinkel: Studies in Ethnomethodology, Prentice-Hall 1967.

Ludwig 2011

Gundula Ludwig: Geschlecht regieren. Zum Verhältnis von Staat, Subjekt und heteronormativer Hegemonie, Dissertationsschrift der Universität Wien, Wien 2011.

Ludwig 2016

Gundula Ludwig: Das «liberale Trennungsdispositiv» als staatstragendes Konstrukt. Eine queer-feministische hegemonietheoretische Perspektive auf Öffentlichkeit und Privatheit, in: Politische Vierteljahresschrift 57 (2), 2016, S. 193–216.

Ludwig/Sauer/Wöhl 2009

Gundula Ludwig/Birgit Sauer/Stefanie Wöhl: Staat und Geschlecht, Grundlagen und aktuelle Heraus-

forderungen. Eine Einleitung, in: Gundula Ludwig/Birgit Sauer/Stefanie Wöhl (Hg.): Staat und Geschlecht. Grundlagen und aktuelle Herausforderungen feministischer Staatstheorie, Baden-Baden 2009, S. 11–27.

Maccoby 2000

Eleanor E. Maccoby: Psychologie der Geschlechter. Sexuelle Identität in den verschiedenen Lebensphasen, Stuttgart 2000.

Pateman 1989

Carole Pateman: The Disorder of Women. Democracy, Feminism and Political Theory, Cambridge 1989.

Rössler 2001

Beate Rössler: Der Wert des Privaten, Frankfurt am Main 2001.

Rubin/Provenzano/Luria 1974

Jeffrey Z. Rubin/Frank J. Provenzano/Zella Luria: The eye of the beholder: Parent's view on sex of newborns, in: American Journal of Orthopsychiatry 44 (4), 1974, S. 512–519.

Sauer 1997

Birgit Sauer: «Die Magd der Industriegesellschaft». Anmerkungen zur Geschlechtsblindheit von Staatstheorien, in: Brigitte Kerchner/Gabriele Wilde (Hg.): Staat und Privatheit. Aktuelle Studien zu einem schwierigen Verhältnis, Opladen 1997.

Stern/Karraker 1989

Marilyn Stern/Katherine Hildebrandt Karraker: Sex stereotyping of infants. A review of gender labeling studies, in: Sex Roles 20 (9–10), 1989, S. 501–522.

West/Zimmermann 1987

Candace West/Don H. Zimmermann: Doing Gender, in: Gender & Society 1 (2), 1987, S. 125–151.